

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1927

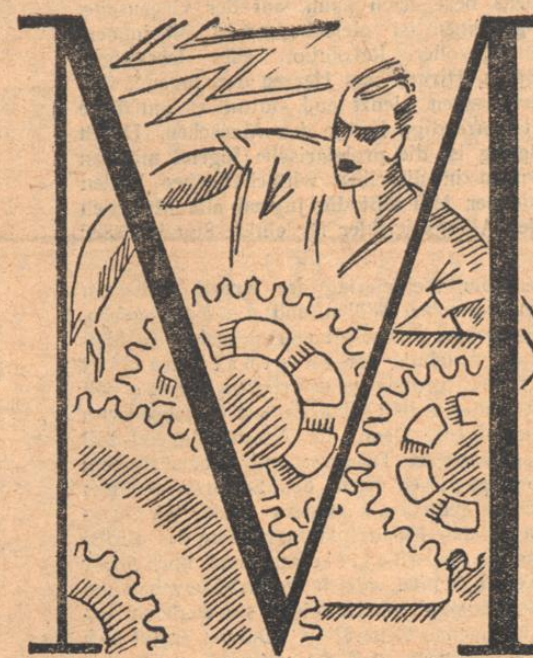
99 (29.4.1927) Die Mußestunde (Zur Maifeier 1927)

ZUR MAIFEIER

1927

„Die Rufstunde“ Beilage des Volksfreund / 17. Woche / Karlsruhe, 28. April

Kurt Eisner: Aufruf zum Maifest



anche zivilisierten Völker feiern ihre geschichtliche Menschwerdung durch ein nationales Fest revolutionären Ursprungs, das an den ersten Tag ihrer Freiheit erinnert: Feste der Unabhängigkeitserklärung, der Menschenrechte, des Sturzes der verhassten Tyrannei, einer freiheitlichen Verfassung. Nur in Deutschland, dem Lande ohne Revolutionen, gibt es keinen politischen nationalen Feiertag. Wir zehren noch von den alten halbentseelten religiösen Festen, deren graue Dunkelheit wir mit neuem Sinn zu erfüllen trachten, oder wir zechen zu Ehren der sich immer wiederholenden, merkwürdigen Tatsache, daß auch Landesväter einmal geboren sind, sofern wir uns nicht gar an den blutigen Niederlagen berauschen, mit denen wir einmal andere Völker verwüstet haben. Ein Fest der Freiheit fehlt im deutschen Festkalender, in dem alle Götzen heilig gesprochen werden; er fehlt, weil das deutsche Volk sich diesen Tag der Freiheit noch nicht erkämpft hat. / Nur ein Feiertag ist erfüllt von politisch-sozialem Geist. Aber dieses Fest ist noch keine Wirklichkeit, sondern erst eine Sehnsucht, keine Erinnerung an einen glücklichen Friedensschluß nach verzehrenden Freiheitskämpfen, sondern es ist selbst ein Kampf, der sich mühsam gegen eine Welt von Widerständen durchzusetzen sucht. / Niemals ist eine größere Idee erdacht worden als das internationale Maifest des Proletariats. Wie gewaltig und fruchtbar dieser Gedanke war, alle Völker der Erde am gleichen Tage zum Bekenntnis ihrer Solidarität, zum erneuten Gelöbniß ihrer revolutionären Mission zusammenzuführen, erkennt man an den nie ermattenden Verfolgungen, mit denen die herrschenden Klassen diese Siegesfeier der Zukunft zu vernichten versuchen. Ob sich der Gegensatz nun in die Form läppischen Hohnes kleidet, ob er mit der brutalen Gewalt sich bewehrt, die Feiern aushungert, oder gar mit der Soldateska zerfleischt, immer ist das unheimliche Gefühl der Herrschenden, das schlechte Gewissen ihrer innerlichen Ohnmacht, daß sie die festliche, demonstrative Massentafelung des Proletariats unter dem hellen Licht der jungen Frühlingssonne zu verhindern antreibt. Ein Maifest mit polizeilicher Erlaubnis, ohne Opfer und ohne Widerstände, das erst wäre die Vernichtung unseres Feiertages. In manchen Gauen Deutschlands strömen an Kirmestagen und Volksfesten die Massen aus den Fabriken, ohne daß der Industrieboss dieser eigenmächtigen Arbeitseinstellung wehrt; im Gegenteil, sie fördern eher diesen Drang zu erschlaflender Lustbarkeit. Aber die Maifeier ist ihnen verhaßt, weil sie nicht nur ein Tag aus eigenem Recht, sondern auch zu eigenem Recht der Massen ist. Ob Tausende, Hunderttausende oder Millionen dem 1. Mai huldigen, der Gedanke, der in ihm lebt, ist unsterblich, mächtiger als alle rohen Gewalten; ihn können nicht die Barbaren des Kapitalismus zerstören und auch nicht die Vorsicht der rechnenden Hausväter und der ermüdeten Zweifler. / Gerade die Deutschen bedürfen mehr denn jedes andere Volk der Demonstration, der öffentlichen Bekundung unseres Willens, der Straße und des freien Himmels. In der ganzen deutschen Geschichte hat das deutsche Volk noch niemals selbst sein Schicksal geschmiedet. Immer war es der Verkaufte und Verratene irgendeiner fremden Macht. Immer wurde es regiert und niemals hat es selbst regiert. So arbeitsam, so opferwillig, so bildungsbedürftig wie nur irgend eine andere Nation der Erde, haben die Massen des deutschen Volkes noch nicht das Maß politischer Rechte errungen, das alle zivilisierten Staaten längst als unantastbare Grundlagen ihres Lebens besitzen. / So klingt der 1. Mai, der das Proletariat aller Länder zu dem feierlichen Schwur auf die Einheit, die Freiheit und die Wohlfahrt der Völker zusammenführt, dem deutschen Proletariat noch auf eine ganz besondere Weise. Wir bedürfen der Besinnung auf die Tatsache, daß wir noch nicht am Anfang einer deutschen Demokratie stehen, wir bedürfen in der erhöhten Stimmung einer festlichen Stunde der verschärften Erkenntnis, daß nur auf dem Boden einer gesicherten politischen Freiheit die sozialen Machtkämpfe um die wirtschaftliche Erlösung durchgeführt werden können. Für uns ist das Maifest ein erster Tag der Besinnung, daß wir den anderen Völkern noch zu erobern schulden, was jene sich schon errungen haben. Wir müssen endlich hinauf auf die europäische Höhe politischer Kultur, damit die ruhige Entwicklung zur Sozialisierung der menschlichen Gesellschaft nicht durch die Ueberfälle einer geschichtlich längst verfallenen Form der Klassenherrschaft bedroht wird. / Die schwere wirtschaftliche Krisis, unter der wir gegenwärtig leiden, ist eine Anklage gegen die kapitalistische Ordnung, die überall waltet. Sie ist eine internationale logische Widerlegung dieser vergänglichen Wirtschaftsverfassung auf dem

Wer sich an andere hängt, dem schwankt die Welt, nur wer immer auf sich selber ruht, der steht fest und gut

Vorhersehe, leine, graziose, blässle Glyzinen. Die langen sanften Blumentrauben sind wie die Träume eines jungen, unberührten Mädchens, und ihr Duft ist eigenartig herb. Wie sie ranken und klettern, die zarten, blauen Blumen. Leicht und unmöglich fein scheinen sie und umschlingen doch so fest und stark das graue, hohe Haus, es so schön machend, daß es zwischen seinen Schwestern steht wie eine Märchenfee. Und manchmal steht eine blonde Frau auf dem Balkon des Hauses und greift mit ihren schlanken Händen nach den blauen Blumentrauben. Das ist wohl eine reiche Frau. Aber ihre Augen sehen oft so traurig und wünschend in die Ferne. Sie ist wohl doch auch eine arme Frau, und die Arbeiterfrau, an der sie im Auto vorbeifährt, ist vielleicht glücklicher. —

Ganz leise gehen die Maientage fort, und der Abend huscht so leicht heran, als trage er Schuhe vom Samt der Stiefmütterchen. Die Nächte aber sind weich und feucht, wie das tränennasse Antlitz einer Schwermütigen. Wie mit schneeweißen Händen greifen die blühenden Kastanien in die Dunkelbläue der Nacht, und weiße Blüten tanzen schimmernd zur dunklen Erde.

Ein silbernes Flirren ist am Nachthimmel, ein so feierliches Silberflirren, als ob lauter kleine runde Rafael-Engelchen dort oben ein loses Maispiel trieben. Eines der dicken Bübchen puzt sein Brüderchen am Ohr, und das schreit ganz fein, und ein Sternlein lacht. —

Flüder duftet wie ein schwüler bunter Traum und macht so müde, so müde, wie man es wird in weichen warmen Frühlingsnächten. — Wie diese Maienächte schön sind! So schön, daß man nicht begreift, warum es streitende Menschen gibt. Daß das Laster dieser Nächte süße Reinheit zertritt und ihren Blumenatem mit Gift trinkt. —

Von fern schimmert noch ein Licht. Vielleicht in dem blauen Glyzinehaus? Und eine Geige singt weh und mild in die blaue Maiennacht, singt von Sehnsucht und Glück, von des Leides Allgewalt, und auch den ersten Sang von dem Zerstörer aller Freuden. Sie singt immerzu, die Geige, als seien in ihr die Unruhen der Welt, die Düfte aller Blumen Singe, Geige, singe . . .

Ernst Edgar Reimerdes: Mai

Der Mai, der rechte Frühlings- und Liebesmonat, der wie kein anderer seit den ältesten Zeiten von den Dichtern gepriesen worden ist, erhielt seinen Namen von der griechischen Göttin Maja, der ältesten Tochter des Atlas und der Pleione, die durch Zeus Mutter des Hermes wurde. Man beging ihr zu Ehren in den Kalendern des Monats Mai ein Fest und opferte ihr eine trächtige Sau. Bei den alten Römern war Maja, auch Majesta genannt, die Tochter des Faunus und Gattin Vulcanus, eine Götting des Wachstums im Frühling. Alle Völker des Altertums, sogar die Kelten und Skyten, feierten im Mai ein Frühlingsfest, dessen Bräuche auf die in diese Jahreszeit fallenden christlichen Feste übergegangen sind, namentlich auf Himmelfahrt und Pfingsten. Bei unsern heidnischen Vorfahren war der Mai, der Wonnemonat, der Monat Freyas, der Gemahlin Wodans und Schwester des Sonnengottes Frey. Am ersten Tage begingen sie eines ihrer höchsten Feste, die Vermählung Wodans mit Freya, die Vereinigung des Sonnenstrahls mit der mütterlichen Erde. Sie glaubten, daß diese Hochzeit auf jedem der Wodan und Freya heiligen Berge vor sich ginge. Zu diesen Bergen gehörte in erster Linie der Brocken oder Blocksberg, der nach Einführung des Christentums zum Hexenberg umgewandelt wurde, wie man die guten Geister der Luft, des Wassers und der Erde, die in der Nacht zum 1. Mai angeblich an der Hochzeitsfeier Wodans und Freyas teilnahmen, zu Teufeln und Hexen umgestaltete. Die heilige Nacht Freyas wurde zur Walpurgisnacht und die liebliche Göttin selbst, die Beschützerin der Liebe und Ehe, zu einem Schreckgespenst, einer grauhaarigen, zahlosen Hexe. Ähnlich



wie die Silvesternacht galt einst die erste Nacht des Mai als Losnacht zur Erforschung der Zukunft. Dabei spielte die Frage nach dem Bräutigam bezw. der Braut die wichtigste Rolle. Hieran offenbarte sich die ehemalige Bedeutung des Tages als eines Liebesfestes, eine Erinnerung an die symbolische Vermählung Wodans und Freyas.

Der Glaube an die besonderen Heil- und Segenskräfte, die an allen Frühlingsfesten der neuerwachten Natur innewohnen sollten, war einst auch mit dem Mai verknüpft; Maiwasser, Maientau und Mairegen wurde geheimnisvolle Wunderwirkung nachgesagt. Heute noch hält man vielfach das am Morgen des 1. Mai vor Sonnenaufgang geschöpfte Wasser; ebenso wie das Osterwasser, für heilkräftig bei Augenleiden, es soll auch Schönheit verleihen und der Regen dieses Tages Kindern zu Wachstum und Gedeihen verhelfen. Die einst allgemeine übliche Reinigung der Brunnen und Quellen am 1. Mai steht mit diesem Wunderglauben in Zusammenhang.

Die alten deutschen Maifeste, deren Blütezeit in das Mittelalter fällt, mit ihren hübschen Bräuchen, aus denen Frühlingslust und Lebensfreude sprach, wie die Maigräfenritte usw., sind leider längst in Vergessenheit geraten, die letzten Ueberreste, Maibusch und Maibaum, gingen auf das Pfingstfest über. Obwohl der Mai als Liebesmonat stets gepriesen worden ist, scheint er als Ehemonat nie in einem guten Ruf gestanden zu haben; die in ihm geschlossenen Ehen galten schon bei den Römern als unglücklich. Ovid und Plutarch berichten von diesem Aberglauben, dessen Ursache sie jedoch verschweigen. Unsern heidnischen Vorfahren war dies anscheinend nicht bekannt, dahingegen glaubt man heute noch in Süddeutschland, Italien, Böhmen, Rumänien und Frankreich, daß, wer im Mai heiratet, früh sterben muß. — Im Wetterglauben des Landmanns spielt der Wonnemonat Mai immer noch eine gewisse Rolle; zahlreiche Bauernregeln sind mit ihm verknüpft. Einige der bekanntesten lauten: „Mai kühl und naß, füllt dem Bauern Scheun' und Faß.“ — „Kühler Mai gibt guten Wein und viel Heu.“ — „Auf nassen Mai kommt trockener Juni herbei.“ — „Nasse Pfingsten, fette Weihnachten.“ — „Kühler Mai bringt fruchtbar Jahr, trockner macht es dürr fürwahr.“ — „Mairegen auf die Saaten, dann regnet es Dukaten.“ — „Viel Gewitter im Mai, dann singt der Bauer: Juchhei.“ — „Zu Philipp und Jakob (1.) Regen, bedeutet viel Segen.“ — „Will der Mai ein Gärtner sein, trägt er nicht in die Scheuer ein.“ — „Maientau macht grüne Au; Maierfröste, unnütze Gäste.“ — Leider gehören aber die Fröste im Wonnemonat keineswegs zu den Seltenheiten: „Pancraz, Servaz, Bonifaz (11.—13.) — Schaffen Frost und Eis gern Platz.“

Rätsel-Ecke

Verschiebungs-Aufgabe: Die folgenden Wörter: München, Baublüte, Leixner, Tragbahre, Leonie, Lohmeyer, Himbeere, Charakter, Birke, Schloßwache, Höhle, Rosegger, Goldregen sind so untereinander zu stellen, daß eine senkrechte Buchstabenreihe zustande kommt, die eine bekannte Frühlingsblume nennt.

Rätsel: Seh' aus wie Blut / Und schmecke gut! / Das „s“ heraus, / Bin ich ein Haus, / Wo du schon oft gingst ein und aus.

Rätsel-Lösungen

Vexierbild: Man stelle das Bild auf die linke Seite. Die Kontur des Waldsaumes ergibt die Gestalt eines Mannes. Schultern und Kopf grenzen an die Rückenlinie des Pferdes.

Buchstaben-Rätsel: Ulme, Ulm.

Anekdote. Der Feldmarschall Wrangel sagte: „Et is janz ejal, ob ick mir oder mich sage-oder schreibe.“ Er lud zum Beweise zwölf Herren ein; an sechs schrieb er: „Wollen Sie mir die Ehre geben,“ und an sechs: „Wollen Sie mich die Ehre geben.“ Und alle zwölf kamen.

Verantwortlicher Schriftleiter: Redakteur Hermann Winter, Karlsruhe in Baden, Luisenstraße 24, Telephon 481

Wege der menschlichen Geschichte. Aber wenn wir die politischen Kämpfe verfolgen, die gegenwärtig in Deutschland unser Interesse erfüllen, so empfinden wir, daß wir gleichsam noch in einer toten Sprache reden, die in keinem zivilisierten Lande gesprochen, kaum noch verstanden wird. Wo wäre doch in der Welt ein persönliches Regiment möglich, wo könnte noch der Zweibund von Junker und Pfaffen, als ob wir noch in dem Zeitalter vor 1789 lebten, befehlen wollen, was die Massen des Volkes an Steuern aufzubringen und wie sie sie aufzubringen hätten! Wo auf Erden wäre es noch möglich, daß in einem Lande der allgemeinen Wehrpflicht noch nicht einmal das demokratische Wahlrecht durchgeführt ist! Wo dürften noch die Landarbeiter als Halbleibeigene betrachtet werden, und wo läßt noch der Großgrundbesitzer eine Art Gerichtsbarkeit, es sei denn in Preußen, dem Schicksalsstaate Deutschlands!

Das preussische Deutschland ist niemals etwas anderes gewesen wie eine Militär- und Polizeimacht. Die grauenhafte Militarisation der europäischen Zivilisation ist im wesentlichen mitverschuldet durch das Wesen der preussisch-deutschen Politik. Der Mairuf ist da wahrlich für uns kein verwehender leerer Schall, er ermahnt uns an die Einlösung hundertjähriger Schuld.

Als vor zwanzig Jahren in Paris die Mairuf grundsätzlich beschlossen wurde, war sie zunächst nur der Proklamation des achtstündigen Weltarbeitstages geweiht. Dieser Ursprung unseres Festes hat eine tiefe Bedeutung; er weist darauf hin, daß in der Tat erst von dem Gedanken des umfassenden Schutzes der Arbeitskraft aus sich sein gesichertes, ehrliches und unzerstörbares Völkerrecht entwickeln kann. Wenn einst nicht mehr mit Zöllen und Soldaten, mit Speeren und Kanonen, mit Ausweisungen und Panzerschiffen, mit Handelskonflikten und Kriegen, mit Preisunterbietungen und Verschleuderungen menschlicher Arbeitskraft die Völker ihre nationalen Beziehungen paraphrasieren, sondern wenn sie ein materielles Weltrecht schaffen, das die höchsten sozialen Bedingungen und die friedliche Verständigung vereinbart, das nicht die Zerstörung des Lebens, nicht die Verwüstung der Arbeit, sondern die höchste Entfaltung menschlicher Gesittung zum Grundgesetz, zum Einheitsstufen allen internationalen Verkehrs gestaltet, dann hat der schlechte Ursprungsgedanke der Mairuf, der internationale Achtstundentag, die ganze Schöpfermacht seines Prinzips entfaltet!

In seiner Vorrede zum Protokoll des Pariser Arbeiterkongresses von 1889 hat Wilhelm Liebknecht jenen Kongreß, der mit dem 100. Geburtstag der französischen Revolution die Geburt der Mairuf begrüßte, den größten Kulturtriumph und die größte Kulturtat des 19. Jahrhunderts genannt. Jener Kongreß war ihm der Beginn einer neuen Ära die mit der klassenstaatlichen, in alten ausgefahrenen Gleisen sich bewegenden Tagespolitik nichts zu tun habe. Und Liebknecht schloß: „Daß es kein Strohfeuer war, was auf dem Kongreß loderte, das hat der erste Mai dieses Jahres bewiesen — die erste gewaltige, die erste umspannende Aktion des Weltproletariats, das voriges Jahr zu Paris seinen ewigen Bund des Friedens, der Freiheit und der Gleichheit beschlossen hat.“

Seitdem hat die Mairuf hart um ihr bloßes Dasein gerungen. Man hat bisweilen gemeint, sie sei eine Störung der notwendigen Tagespolitik, die uns allein weiterführe. In Wahrheit ist die Mairuf gerade in ihrer umstrittenen bedrohten und bezweifelten Form erst die Vorbedingung jedes Tageskampfes, der sich nicht in sich selbst abmattet, sondern der sich stets bewußt ist, daß er nur dann von Wert ist, wenn er sich zum universalen Kampf um Zeit und Zukunft zu entfalten vermag. Dergestalt kann uns der Mairuf in Wahrheit „eins und alles“ künden:



Und umzuschaffen das Geschaffne, / Damit sichs nicht zum Starren wafne / Wirkt ewiges, lebend'ges Tun, / Und was nicht war, nun will es werden / Zu reinen Sonnen, farbigen Erden; / In keinem Falle darf es ruhn, / Es soll sich regen, schaffend handeln, / Erst sich gestalten, dann verwandeln.

Kurt Schöpflin: Jugend und sozialistischer Mairufgedanke

Zweifach klingt in den jungen Menschen die berausende Melodie des sich sieghaft entfaltenden Frühlings wieder. Der Mai, die köstlichste Jugend des Jahres, auf der einen Seite, und die Jugend, die man als den vielverheißenden Mai des erdegebundenen Lebens bezeichnen kann, auf der Gegenseite. Die Jugend im allgemeinen ist gleichbedeutend mit immerwährender, verheißungsvoller Revolution aller lebendigen Kräfte in den Köpfen, Hirnen und Herzen der Jugend, insbesondere der proletarischen, lenzt und stürmt es um diese Zeit, durchwühlen tatenfreudige Kräfte den Menschen. Durch gleiche Schicksalsfügung ist die proletarische Jugend mit den älteren Klassengenossen in dieselben wirtschaftlichen Ketten eingespannt. Gerade der Mai läßt die Jugend alle Mühsalen und Beschwerden des Alltags leichter für einige Stunden über Bord werfen.

Der Tag des Maien, der Weltfeiertag der Arbeit, soll auch der Jugend den schöpferischen Willen und die Kraft geben, dem Kommenden mutig und unverzagt entgegenzusehen zu können. Das begeisternde Erlebnis der Internationalität und Solidarität der großen proletarischen Armee soll die Jugend mit den Älteren in Gedanken wie in gemeinsamem förderndem Tun vereinigen. Denn die Arbeiter-Jugend soll nicht nur in weltabgewandtem Träumen und selbststüchtem Dahinleben mit einem gewissen Recht den Selbstzweck ihres jugendlichen Vorrechtes genießen, sondern sich harmonisch einfügen in das Emanzipationsstreben des Proletariats. In allen gewerkschaftlichen und noch mehr in den politischen Kämpfen würdelt die Arbeiterschaft um ihr gesellschaftliches Schicksal, damit leistet sie zugleich Zukunftsbereit für die kommende Generation. Daraus ergibt sich auch mit logischer Konsequenz, daß die untrennbare Zusammengehörigkeit der Jugend mit den älteren Klassengenossen für die Jugend sich direkt verpflichtend auswirkt. Das Werk der Älteren muß die Jugend fortsetzen, sie muß also erkennen, was die Älteren geschaffen haben und welche Pflicht sich daraus für sie ergibt. Also, nicht nur das körperliche Jungsein ist für die proletarische Jugend bei der hohen Feier des 1. Mai das Wesentliche, sondern das tiefe, verständnisvolle und tatenzeugende Jungsein des Geistes, das durch verantwortungsbewußtes politisches wie gewerkschaftliches und allgemein menschliches Handeln eine brüderliche Gemeinschaft aller Menschen anzustreben und herstellen sich dauernd bemüht und darum kämpft.

Die instinktmäßig mitunter sehr richtige Abneigung der Jugend gegen das „Feststehende“ und „Erreichte“ muß zu einem positiven politischen Willen geformt werden; energiegestrafft und von dem adelnden Bewußtsein eigenen, persönlichen Wertes erfüllt muß die Jugend auch geistig das Alte überwinden, um das herrliche Ziel des Sozialismus der Verwirklichung immer näher bringen zu können.

An den allumfassenden Solidaritätsgedanken der Völker zu verzweifeln hat die mit Hoffnungen und visionären Trugbildern zu einem Teil erfüllte Jugend gar keinen Grund. Man muß den Glauben an die Zukunft immer wieder vorantragen, auch wenn es nicht in der Macht der lebenden älteren Proletarier gelegen hat, die Verhältnisse so zu meistern, wie wir alle es für notwendig und wünschenswert halten, wie wir es gern hätten.

Max Barthel: Sechs rote Fähnchen

Im Frühling 1916 kam der Soldat Paul Brennert zum erstenmal ins Feld. Sein Regiment lag in den Wäldern vor Verdun. Brennert war ein Stadtmensch und hatte wenig Sinn für junge Wälder, kühle Quellen und strahlende Blumen, er war selbst kühl und klar und konnte sich auch für den großen Krieg nicht begeistern. Er wußte, daß all die schönen Worte, mit denen der Blutwahnsinn heilig gesprochen wurde, nur glänzende Attrappen ohne Inhalt waren, er wußte, daß es in diesem Krieg um andere Dinge ging, um die Rohstoffe, um die Verteilung des Weltmarktes, um die Herrschaft über Kohle, Eisen, Oel und die Kolonien. Der Soldat liebte sein Land, aber er liebte es nicht so blind, um den fernen Glanz anderer Länder nicht zu sehen, um nicht zu wissen, daß erst im Zusammenklang aller Nationen die Musik der Welt erbrause. Auch jetzt erbrause die Musik der Welt. Sie erbrause und heute auf im krachenden Krwall der großen Geschütze, im keurigen Gewitter der Bomben und Granaten, im verfluchten Takt der Maschinengewehre, in den dumpfen Paukenschlägen fallender Minen und in der qualvollen Not des Hinterlandes, die wie eine gläserne Wolke auch in der Front über den kämpfenden Völkern stand, klirrte und manchmal wimmernd zerfiel.

Der Soldat Brennert erlebte in den Wäldern vor Verdun zum erstenmal den Frühling, den Aufbruch junger Buchenwälder, die Leuchtkraft duftender Wiesen, den Schmelz frühen und späten Vogelgezwitschers. Er erlebte das alles, wenn die Geschütze schwiegen, er erlebte das zwischen den Atemzügen neuer Gefechte und Vorstöße. Er fand auch zwei Freunde, und oft saßen die drei jungen Männer zusammen, sprachen über den Krieg und noch mehr über den Frieden, sie sprachen leidenschaftlich über den Sozialismus und seine kostbarste Blüte: den Weltfrieden, die Völkerverbrüderung.

Aber man kann nicht nachts über den Frieden sprechen und am Tage dem Kriege dienen. Das erkannten auch die drei Soldaten und sie beschlossen, einen Tag sich zu ihrer Idee zu bekennen und als sichtbares Zeichen eine kleine rote Fahne zu hissen. Und der Tag, an dem die Fahne aufstieg, war der 1. Mai. Die Kompanie, in der die Freunde standen, war eine Arbeiterkompanie aus Berlin. Schlosser, Schmiede, Mechaniker, Tischler, Straßenbahnschaffner und einige Kaufleute hatte das Schicksal zusammengeworfen. Das Regiment war ein Reserveregiment, und die Unteroffiziere und auch die Offiziere standen dem Leben viel näher als die aktiven Führer. Wohl nur aus dieser Zusammenstellung war es möglich, daß auf dem Unterstand der 8. Korporalschaft am 1. Mai sechs kleine rote Fähnchen wehten. Sechs winzige rote Fahnen, die von den grauen Mänteln gerissen wurden, die sechs roten Spiegel als Banner ins Licht gestellt, erhöht und heilig gesprochen.

Der Tag war vor Verdun friedlich. In den Argonnen krachten Minen. Ja, es war Krieg in der Welt, und über den Ländern wehte die schwarze Fahne des Todes. Die drei Soldaten taten ihren Dienst wie sonst. Erst gegen Mittag entdeckte der Unteroffizier Müller die kleinen Fahnen. Müller war in Berlin Mitglied der Partei gewesen und fand jetzt am Rande der

Schlacht Genossen. Er ging in das Erdloch, über dem die Fähnchen wehten und fragte:

„Wer von euch hat die Fahnen aufgesteckt?“

„Ich,“ antwortete Brennert, „heute ist erster Mai.“

„Und morgen ist der zweite Mai, Mann Gottes. Willst du auf eigene Faust Frieden schließen?“

„Wenn ich könnte, ja. Sofort. Aber ...“

„Menschenkind,“ sagte Müller, „glaubst du, ich bin mit Wollust in dieser Schweinerei? Glaubst du, ich wüßte nicht, daß die roten Fähnchen ...“

Und plötzlich begann der Unteroffizier zu lachen, befreit zu lachen, klopfte Brennert auf die Schultern und sagte:

Mairufelied

Von Richard Dehmel

Es war wohl einst am ersten Mai,
viel Kinder tanzten in einer Reih,
arme mit reichen,
und hatten die gleichen
vielen Stunden zur Freude frei.

Es ist auch heute erster Mai,
viel Männer schreiten in einer Reih,
dumpe schallt ihr Marschgestampf,
heut hat man ohne Kampf
keine Stunde zur Freude frei.

Doch kommt wohl einst ein erster Mai,
da tritt alles Volk in eine Reih,
mit einem Schläge
hat's alle Tage
ein paar Stunden zur Freude frei.

„Und da muß so ein junger Kerl kommen und mich äiten Lämmel daran erinnern, daß heute der erste Mai ist ... Und wenn der Feldwebel, meckert laßt ihn meckern! Kein Mensch soll die Fahnen herunterreißen!“ Bis zum Abend wehten die kleinen Fahnen über dem Unterstand, bis in die Nacht wehten sie, die sechs kleinen Fahnen in den Wäldern vor Verdun. Und wenn sie auch nicht mehr waren als nur eine schöne Geste dreier Arbeiter, die sich mit der Weltarmee ihrer Genossen verbinden wollten, die ihre Herzen nicht unterdrücken konnten, die über den Krieg den Frieden nicht vergaßen: sie leuchteten und flammten bis in die sternenvolle Nacht.

Auch der Feldwebel, der das rote Tuch nicht liebte, hatte die sechs Fahnen gesehen. Am übernächsten Tage sollte ein Vorstoß einsetzen. Warum also am Rande des Todes sich über kleine Fahnen erregen? Bald würden die schwarzen Fahnen des Trommelfeuers flattern, die gelben Blitze der Langrohrgeschütze zucken, bald würde nicht nur das Tuch kleiner Banner rot sein, die rote

Farbe würde blutig und purpur über die ganze Erde spritzen ... Als der Vorstoß überstanden und das Bataillon in Ruhe war, nahm sich der Feldwebel, der kurz vor der Schlacht so philosophische Gedanken hatte, die drei Soldaten dennoch vor. Er entdeckte, daß von den Mänteln der Ersatzreservisten Brennert, Schmidt und Kruschke die roten Spiegel abgerissen waren und schickte die drei Soldaten zwei Stunden zum Strafexerzieren. Aber Schmidt, Brennert und Kruschke fanden das Bittere süß. Sie exerzierten mit dem erhöhten Herzschnalge kleiner Märtyrer. Sie hatten am 1. Mai sechs kleine rote Fahnen gehißt und waren nun glücklich, dafür auch zu leiden ...

Anna Julken: Im Mai

Strahlend sind die Tage im Mai und schwül von Wärme und Blumenduft. Brennend wie Feuerflammen leuchten die Rotdornbüsche, und blauer Flieder neigt sich düfteschwer.

Ein Rauschen ist in den jungen, verliebten Blattherzchen der Linde, ein seliger Rausch. Sie erzählen vom nächtlichen Lied der Nachtigall, das selbst den düsteren Lebensbaum erzittern und vor der kleinen Herrscherin der Sänger sich neigen ließ. Alle Gesichter werden hell in diesen Maientagen, und wer noch nicht ganz verknöchert ist, der muß lachen und fröhlich sein. Selbst die alten, grauen Häuser scheinen zu lächeln im Mai, und erst das eine hohe dort! Glyzinen ranken um die ganze

Nicht wer viele Ideen, sondern wer eine Ueberzeugung hat, kann Großes und Gewaltiges der Welt bescheren

Der Sporn gibt dem Rößlein keine Kraft, und der Hafer treibt es niemals in das wilde Getümmel der Schlacht